

Verkaufspreis F. 1,20
Italien 200 L.
Deutschland DM 1,20
Frankreich 1,50 Fr.

WOCHE



Start ins Abenteuer 200 km südöstlich von Cuzco —



An der wirklichen Urquelle des Amazonas

Fortsetzungsbericht

33 Boote für 7000 Amazonas-Kilometer

Schweizer Globetrotter bezwangen als erste den Amazonas von der Urquelle bis zur Mündung

Bildbericht Walter J. Kamm



Traumhafte Biwakplätze an Gletscherseen des Auzangate —



Gletscherkletterei auf 5500 m —



Start von der Lagune Langui y Layo



Terrassenkultur der Inkas bei Pisac —



Prächtige Dörfer bei Cuzco —



Beim berühmten jährlichen Sonnenwendfest «Inti Raymi»



Blick in die Tiefe auf den Urubamba —



Baukunst in der berühmten Inka-Stadt Machu Picchu —



Blick in das Urwalddickicht am Ucayali —



Blick auf die Wasserfront von Iquitos



Bei den Campa-Indianern im Urwald —



Nach der Jagd von Wildschweinen —



Ursprüngliche Familienfreude in Picha —



Gewitter von unglaublicher Heftigkeit am Amazonas



«Itimarati II», eines der 33 Boote —



Ein prächtiger Sonnenuntergang am Amazonas —



Das Opernhaus der Kapitale Manaus —



Belém, endlich, endlich an der Mündung

33 Boote für
7000 Amazonas-Kilometer

Durch die grüne Hölle des Rio Urubamba

Bildbericht Walter J. Kamm



Inkaruinen, Kokain und Moskitos

Der heilige Fluss der Inkas, der Urubamba, zeigt sich ausgerechnet hier, im Gebiet der königlichen Stätten, von seiner unheiligsten Seite. Das grosse Gefälle zwischen Machu Picchu und Santa Teresa bewältigt er oftmals in so fürchterlichen Serien von Katarakten, dass sie nicht einmal Tarzan persönlich lebend überstehen könnte.

Für diese «Ohrfeige» wurden wir jedoch mehr als entschädigt durch einen faszinierenden «side trip» in die legendenumrante Cordillera Vilcabamba. In zwei Tagesmärschen erreichten wir Rosaspata, wo einst schon Hiram Bingham, der Entdecker Machu Picchus, eine Inkaruinenstadt fand, die mit grosser Wahrscheinlichkeit die wirkliche letzte Inka-Kapitale mit dem Palast des Gottkönigs gewesen war.

In einem weiteren strapaziösen Marsch travesierten wir einen fast viereinhalbtausend Meter hohen Übergang auf die Seite des Rio Apurimac. In der Nähe eines kleinen Zuflusses (Rio Arma) entdeckten wir dann – vielleicht eine «Sensation» – bisher unbekannte Ruinenstätten, die unbedingt inkaischen Ursprungs sein müssen. Gemäss einheimischen Indios waren wir die ersten Weissen, die in dieses schwer zugängliche Seitental kamen. Jedenfalls beschloss ich auf der Stelle, eines – hoffentlich nicht allzu fern – Tages mit einer «richtigen», wohl ausgerüsteten Expedition zurückzukommen und die ganze Region nach «weiteren Machu Picchus» zu erforschen...

Mit dem Schlauchboot, dessen Leck wir in mühevollen Prozeduren geflickt hatten, ging's mehr schlecht als recht weiter. All die Hindernisse, die uns der Urubamba in den Weg legte, waren seit den Vilcanota-Zeiten nicht besser – nur grösser! – geworden. Und dazu kamen nun auch noch die Moskitos. Vom stolzen Machu Picchu auf 2700 Meter waren wir so schnell auf tausend Meter «gesunken». Moskitonetze konnte man nirgends kaufen. Marlis schnaiderte sich aus einer Art Vorhangstoff selber ein Schutznetz zu recht.

In der Nähe des Städtchens Quillabamba landeten wir bei der abendlichen Suche nach einer (Gratis-)Unterkunft auf einer «Kokain-Hacienda». Nach einem üppigen Nachtessen versuchte der Besitzer mit recht verlockenden Angeboten, uns zum Kokain-Schmuggel zu überreden. Er wollte uns unbedingt zu «wohlhabenden» Leuten machen. Ich winkte diskret ab. Einer meiner «Last Movie»-Kollegen sass wegen der gleichen Sache lange Zeit vollständig isoliert im Untersuchungsgefängnis in Lima. Und mich würde bestimmt kein reicher Hollywood-Produzent auslösen.

Wir suchten ein Kanu. Aber hier war ein Stück weit dem Fluss entlang eine Strasse gebaut worden. Kein Mensch wollte mehr auf dem tückischen Fluss fahren. Überraschenderweise war es dann der Kokain-Boss selbst, der für uns ein Einbaumkanu samt zwei Ruderern besorgte – einfach so. Unsere Begleiter sollten uns höchstens bis Kori-beni bringen. Sie waren die ersten Machiguenga-Indianer, die wir sahen. Sie sprachen etwas Spanisch, agierten aber fast wie Sklaven.

Die Fahrt begann an unseren Nerven zu zerren. Wann würde dieser Fluss endlich «vernünftig» werden? Wann würden wir endlich grössere Strecken vorwärtskommen und uns nicht ständig durch Wirbel kämpfen und Schnellen umgehen müssen? Wann endlich diese ununterbrochene Nervenanspannung loswerden?

Die Mission empfing uns misstrauisch. Niemand war in der Lage, uns in bezug auf Unterkunft oder Flusstransportmittel irgendwie weiterzuhelfen.

Wir zogen schnell wieder ab. In Indianerhütten fühlten wir uns ohnehin wohler. Schon nach den ersten paar Tagen in der «Montaña» (hier noch knapp 700 m ü. M.) begannen unsere Beine anzuschwellen. Ich zählte allein an Beinen und Armen rund 300 Moskitostiche. Marlis zählte sie schon gar nicht mehr. Den Urwald aber hatten wir noch vor uns.

Floss-«Traumfahrt» mit überraschendem Ende

Per Floss den Urubamba runter war immer unser Traum gewesen. Bisher hatte sich der Fluss jedoch einfach zu wild gezeigt. Und dass wir nicht zu viert, wie ursprünglich geplant, sondern nur zu zweit waren, schien ein solches Unternehmen wesentlich risikoreicher und aufwendiger zu machen, sowohl arbeitsmässig wie finanziell.

Schliesslich fanden wir unterwegs nach Quiteni einen am Projekt interessierten Peruaner. Für 3000 Soles (300 Franken) plus Rückreisekosten via Pucallpa-Lima-Cuzco würde er bis Atalaya mitkommen, für 1000 Soles wenigstens ein Stück weit, offerierte er uns. Aber wir wollten keinen bezahlten «Reiseführer» – ganz abgesehen davon, dass wir es uns auch nicht leisten konnten. Zuletzt war er bereit, für 500 Soles ein Floss aus Balsaholz bauen zu lassen. Was er uns nach drei Tagen präsentierte, war auf den ersten Blick als «Occasion» zu erkennen. Zudem war es viel kleiner als vereinbart, «lausig» konstruiert und mit zu dünnen Stämmen, so dass es sehr tief im Wasser lag. Ich gab dem smarten Kerl 200 Soles und fixierte aus Ästen eine Art Schutzgestell für die Rucksäcke.

Marlis traute der Sache von Anfang an nicht. Mein Argument jedoch war: «Was können wir verlieren, wenn wir es versuchen?» Es war wohl auch unsere letzte Gelegenheit, den Floss-Trip überhaupt noch zu machen. Dachte ich. Ich glaubte, dass wir – mit Ausnahme des «Pongo» – die schlimmsten Schnellen hinter uns hätten.

Halb skeptisch, halb enthusiastisch stiessen wir ab. Ich wollte auf einem Floss diesen Fluss runter, koste es, was es wolle! Ein halbes Jahr war vergangen, seit Dennis davon geschwärmt hatte. So viele Monate hatte ich davon geträumt... Den «historischen» Augenblick konnte ich allerdings nicht geniessen, da ich mich ganz darauf konzentrieren musste, das schwere geschnitzte Ruder zu handhaben und das Floss steuern zu lernen. Was wesentlich schwieriger war als erwartet. Unsere «Traumfahrt» endete aber schon am ersten Tag.

Zur Hölle mit diesem Floss, und zur Hölle mit seinem Vermittler! Wir waren zwar schnell vorwärtsgekommen. Manchmal nur allzusehr. In den extremen Flussbiegungen bumsteten wir fast regelmässig hart ans felsige Ufergeröll, und bei Untiefen rutschten wir hart über die Steine. Das tat dem nur mit langen Holzspänen zusammengehaltenen Floss nicht gerade gut. Durch die Schnellen jedoch kamen wir fast jedesmal mit eleganter Rasanz. Wenn wir dabei auch manchmal von der Gischt völlig durchnässt wurden, begann ich schon ein stolzes Flösser-Hochgefühl zu spüren. «Dem Elementaren verhaftet, den Urgewalten preisgegeben...»

«Rapidos!» warnte Marlis einmal mehr. Es sah nach nichts Besonderem aus. Wir trieben pfeilschnell und halb schräg darauf zu. Der wichtige Anprall kam völlig überraschend. Plötz-



lich sauste ich weg und prallte mit fürchterlicher Wucht gegen einen leicht aus dem Wasser ragenden Felszacken. Halb besinnungslos grabschte ich um mich und kämpfte blindlings, um nicht in einen Wirbel hinabgezogen zu werden. Ich bekam zwei lose Balsastämme zu fassen, wurde von der Strömung aber weiter mitgerissen und wuchtete hart gegen Geröllfelsen. Kraftlos tauchte ich unter, spürte Boden unter den Füssen und kroch auf allen vieren ans Ufer. Mein linker Arm war völlig schlapp.

Marlis war irgendwie ans Ufer gekommen, mich aber hatte die Strömung auf die andere Flussseite getrieben! Die Überreste des Flosses waren auf Marlis' Seite hängengeblieben. Ich beobachtete, wie sie die Rucksäcke barg, die wir vorsorglich so gut befestigt hatten. Auch das alte 22er Gewehr, das ich mir sicherheitshalber erstanden hatte, war gerettet. Das Floss musste wohl einen im Wasser versteckten Baumstrunk oder Felsen gerammt haben – bei diesem Tempo mit verheerenden Folgen. Es war buchstäblich auseinandergefallen. Auch mit meinem Arm und meiner Schulter musste etwas Schlimmes passiert sein. Die Schmerzen waren fürchterlich. Wahrscheinlich Nervenstränge gequetscht. Es war Abend, und ich schlotterte nicht nur vor Kälte.

Die Nacht der Vampire

Es wurde eine der schlimmsten Nächten der Reise. Den Fluss zu überqueren, war hier unmöglich. Die ganze Nacht durch riefen wir uns in unregelmässigen Abständen an, um zu wissen, ob drüben beim andern noch «alles in Ordnung» war. Relativ in Ordnung... Wir brüllten uns heiser, um im Rauschen des Flusses überhaupt ein Wort

Im Kampf in der grünen Hölle des Dschungels. Mit der Machete in der Hand durch Buschwerk, Elefantengras und dichtes Schilf. Dazwischen das wilde Rauschen des Flusses, dann wieder die unheimlichen Geräusche des Urwalds, die besonders bei Dunkelheit starke Nerven verlangen.

Fortsetzung auf Seite 26

Durch die grüne Hölle des Rio Urubamba

Verzweifelte Bemühungen mit dem Floss aus Balsaholz. Wir hatten seinen Bau in Auftrag gegeben, mussten aber bald erkennen, dass es aus zu dünnen Stämmen gefertigt war.

Don Alfredo und Maxi brachten uns mit kräftigen Machiguenga-Rudern in einem 12 Meter langen Einbaum durch die gefährlichen, ja berühmten Mengatoi-Schnellen.



Dieser giftgrünen Schlange konnte ich im letzten Moment mit einem Steinbrocken den Kopf beziehungsweise den Hals zertrümmern. Der Biss des zwei Meter langen Buschmeisters kann tödlich sein.



Aasgeier, zu den Raubvögeln gehörige Aasfresser, in Aktion. In einer Nacht machte ich auch die Bekanntschaft von Vampiren, einer ausschliesslich von Blutschlecken lebenden Fledermausart.



Eine grosse Baumechse im Urwald. – Im Wasser hatte man besonders die kleinen, stachelübersäten Candirus oder «carneros» zu fürchten, die Badende blitzschnell überfallen. Krokodile waren hier im oberen Teile selten.



Der Pongo de Mainique wird bezwungen. Das markante Felsentor trennt das riesige Amazonas-Tiefland von der Montaña. Letztmals ragten links und rechts die Steilufer empor, dann hatten wir die Berge endgültig hinter uns.



◀ So entsteht ein Einbaum nach Mass. Aber hin und wieder waren die Lieferfristen zu lang, so dass der Handel abgeblasen werden musste, wenn wir nicht wochenlang am gleichen Ort festsetzen wollten.

▲ Der Fluss ist breit geworden. Trotz der lauernden Gefahren konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, uns doch hin und wieder im Wasser abzukühlen. Oft erfuhren wir erst später, wie gefährlich vieles war, was wir taten.

Durch die grüne Hölle des Rio Urubamba

ferngehalten) wurde ich von einem der kleinen raffinierten Biester nochmals erwischt, diesmal am Ellbogen. Marlis erging es trotz ihres selbstgebastelten Moskitonetzes nicht viel besser. Am nächsten Morgen waren meine Schmerzen eher schlimmer. Das Fehlen von Eingeborenen war ebenfalls beunruhigend. Wahrscheinlich hatten sie uns längst gesehen – aus einem «Hinterhalt» . . . Falls kein Boot vorbeikäme, würde Marlis am Abend versuchen, mit dem übriggebliebenen Flossteil irgendwo weiter unten den Fluss zu traversieren. Ich war allerdings dagegen. Es schien einfach zu riskant. Der Fluss war hier etwa hundert Meter breit. Marlis rekognoszierte, ich wartete.

Pepe war schliesslich unser «Rettungengel». In seinem Einbaumkanu mit Aussenbordmotor brachte er uns flussabwärts durch viele weitere Schnellen nach Chinguriato: drei offene Hütten auf einer Flussterrasse. Der wagemutige Mestize Pepe war als einziger und zum letztenmal in dieser Saison von Quiteni heruntergefahren, um hier eine Ladung Kaffeebohnen abzuholen. Von jetzt an wäre der Wasserstand allerdings zu tief und das Risiko, alles zu verlieren, auch für ihn zu gross.

Pepe liess uns bei einer Familie von Machiguenga-Indianern zurück. Sie hatten tätowierte und *achiot*bemalte Gesichter und sprachen kein Wort Spanisch, waren aber offensichtlich erfreut, uns als Gäste zu haben. Wir lebten von Papayas, Maniok und Fischkopfsuppe. Einige Tage sass ich mit meiner Rücken- und Armquetschung apathisch herum. Ein paar «Erholungstage» verbrachten wir auch etwas stromaufwärts in Malaquiato als Gäste von Don Alfredo, einem einflussreichen Sohn des weithin bekannten Patriarchen Fidel Pereira, dessen unübersehbar grosse Familie das ganze Gebiet beherrscht.

Spannend wurde es bei einer Exkursion an einen Nebenfluss, wo die Machiguengas ihren monatlichen grossen Fischfang-Tag durchführten. Während die einen an geeigneter Stelle eine Art Reuse konstruierten, warfen die andern einige hundert Meter weiter stromaufwärts Barbasco-Wurzeln in die rauhen Mengen ins Wasser. Eine Stunde später kamen die vom Gift betäubten Fische Bauch oben zu Dutzenden an der Wasseroberfläche dahergetrieben und wurden in einem natürlichen Teich von blosser Hand oder mit einem Machete-Schlag auf den Kopf «gefangen». Jede Familie der Gegend heimste einen ganzen Korb der Prachtsexemplare ein. Die getrockneten Fische würden wieder für Wochen reichen. Auch wir Gringos bekamen einen schönen Vorrat.

Der «Pongo» wird bezwungen

Die berühmten Stromschnellen beim *Pongo de Mainique* forderten schon etliche Todesopfer, darunter auch den wagemutigen Geologen Professor Gregory. Das markante Felsentor steht, etwa 400 m ü. M., am Ende einer Serie heimtückischer Stromschnellen – und ist zugleich das Tor zu einer andern, neuen Welt: Der «Pongo» trennt das riesige Amazonas-Tiefland von der

Montaña. Unten ist man «adentro» («drinnen»), oberhalb davon «afuera» («draussen»). Zwischen den beiden Welten gibt es praktisch keine Kommunikation. Vorläufig waren wir noch «draussen».

Die Chancen, jetzt, in der Trockenzeit, nach «drinnen» zu gelangen, waren äusserst gering. Niemand wollte das Risiko eingehen, uns da hinunterzuführen. Und wie würden sie dann wieder zurückkommen? So probierte ich eine neue Kombination aus: Ich befestigte das Schlauchboot auf einem schmalen Balsafloss. Die Testfahrt erwies sich allerdings als verheerend. Fast manövrierunfähig trieb ich den tosenden Höllenschlund entgegen und wurde nur mit viel Glück noch rechtzeitig in einer Flusskurve hart ans Ufer geschleudert. Zu Fuss war das schwierige Gelände, ein jungfräulicher Dschungel, auf so weite Distanzen praktisch nicht zu schaffen.

Zu unserem Glück war Pepes junger Begleiter bei den Pereiras zurückgeblieben. Er konnte Don Alfredo und Maxi, einen von dessen Halbbrüdern, dazu überreden, die «verrückten Gringos» durch den Pongo zu bringen. Ein riesiger Einbaum, wohl zwölf Meter lang, wurde samt einigen kräftigen Machiguenga-Ruderern aus einer andern Siedlung herbeigeordert. Diesmal wurde es eine Traumfahrt. Vor jeder der grossen Schnellen wurde am Ufer zuerst ein «Schlachtplan» gemacht. Und dann im Höllentempo zwischen den aufragenden Felsspitzen durch und quer durch die Wirbel, während Maxi seinen Ruderern die Steuerbefehle zubrüllte. Von Gischt überspritzt, schossen wir durch die fast meterhohen Strudelwellen. Dazwischen schöpften wir wie wild das eingedrungene Wasser aus. Ein Floss wäre da bestimmt nicht durchgekommen.

Ein paarmal, so auch bei der besonders gefährlichen Megantoni-Schnelle, empfand Maxi das Risiko als zu gross. Wir mussten die Kalkfelsen des Steilufers empor- und wieder hinabklettern, uns dazwischen mit der Machete einen Durchgang durch das Dschungeldickicht freihacken und uns mit Lianen abseilen. Und dann, als überraschend die letzten Schnellen überwunden waren – plötzlich eine fast unirdische Ruhe. Tiefes grünes Wasser fast ohne Strömung in einer engen Schlucht. Romantische Wasserfälle und Höhlen in den senkrechten Felswänden aus hellem Sandstein und dunklem Schiefer zu beiden Seiten. Die abschliessenden Felsenhügel links und rechts – und fertig. Wir waren endlich «drinnen». Die Berge waren endgültig hinter uns. Vor uns lag nun nichts als der in Serpentin fließende Fluss und Amazonasurwald über Tausende von Kilometern.

Kreischende Schwärme grüner *Loros* (Papageien) flogen über uns hin, langschwänzige Affen turnten in mächtigen, in leuchtenden Farben blühenden Baumkronen herum. Wir freuten uns des Lebens, schwammen im kühlen, klaren Wasser des ausnahmsweise so freundlichen Urubamba, gingen fischen und auf die Jagd, schossen ein Wildschwein und ein rehähnliches Rotwild und brieten das ausgezeichnete Fleisch am offenen Feuer.

Als wir am Spätnachmittag ans flache Ufer gingen, um zu biwakieren, tauchte hinter den ersten Büschen plötzlich eine Gruppe halb nackter Indianer auf. Die überlangen Pfeile auf ihren Bögen zielten genau auf jeden von uns. Niemand sagte ein Wort. Rasch, aber ohne Panik stiessen wir wieder vom Ufer ab. Auch Maxi wusste keine rechte Erklärung für das Verhalten dieser Indianer. Eines war sicher: Hier

gingen sie noch oft mit *curare*getränkten Pfeilspitzen auf Streifzug.

Leicht getrübte Badefreuden

Am folgenden Tag brachte uns die Maxi-Mannschaft nach Timpia, wo ein schrulliger Missionar im Alleingang Wälder rodete und neue Äcker bestellte. Ich bezahlte Maxis Dienste wie vereinbart mit Munition, deren ich zuviel mitschleppte, und alle waren zufrieden.

Das Kanu für die Weiterfahrt vermittelte uns nach einem Wartetag der wahrhaft biblisch aussehende Missionar. Diesmal ging's, begleitet von ständigem Papageiengekrächze und Brüllaffengeschrei, bis Camisea. Unterwegs schoss ich noch ein Wildschwein, das unsere Ruderer sofort fachmännisch häuteten und ausnahmen. Das langhaarige, mit einem weissen Halskranz schön gezeichnete *Sajino*-Fell spannten wir am Abend zum Trocknen auf; wir schenkten es den Ruderern.

Fleischvorräte hatten wir nun genug, und übernachten konnten wir überall problemlos in leerstehenden Indianerhütten – nur das Weiterkommen blieb ein ständiges Fragezeichen. Vom Klima und seinen Begleiterscheinungen gar nicht zu reden . . . Trotzdem: Die Hitze wurde mit jedem Tag schlimmer, der Feuchtigkeitsgrad höher. Eine ununterbrochene Sauna.

Im seichten Wasser des Rio Camisea wie auch der andern Urubamba-Zuflüsse gibt es die ekligen, stachelübersäten Candirus oder «carneros», wie sie dort genannt werden. Die Eingeborenen zeigten mir zur Warnung eines der etwa fünf Zentimeter langen wurmförmlichen Dinger, die Badenden in die Harnröhre eindringen und höchstens durch Operation oder Amputation entfernt werden können – falls das Opfer nicht vorher an Blutvergiftung stirbt. Doch eher als zu verschmachten, sprang ich auch hier ins Wasser, um mich abzukühlen. Wenn ich auch der einzige war. Doch das Schmutzwasser infizierte die unzähligen kleinen Wunden an Beinen und Armen noch mehr. Ein kleiner «Trost»: Piranhas und «cocodrilos» (Kaimane) sollte es erst «más adentro» (weiter «drinnen», stromabwärts) geben.

Um dem chronischen Transportproblem ein für allemal abzuhelfen, bestellten wir uns ein persönliches Einbaumkanu nach Mass. Das Boot war bereits angefangen, und der Mann versprach uns einen verlockend niedrigen Preis und kurze Lieferfrist. Nach ein paar Tagen konnten wir aber ausrechnen, dass wir noch wochenlang darauf warten müssten, wenn der Mann in diesem «Tempo» weiter an dem Baumstamm herumhackte.

Der Handel wurde endgültig abgeblasen, als der hier ansässige Missionar von seiner grossen Einkaufsfahrt zurückkam und uns in einer ein paar Stunden landeinwärts gelegenen Siedlung ein Kanu samt zwei Ruderern gegen ein «Trinkgeld» organisierte. Der vielfach gewundene und meist etwa 100–200 m breite Urubamba führte nun so wenig Wasser, dass wir bei den noch verbleibenden Mini-Schnellen nur knapp über die Rollsteine glitten und sogar zweimal Untiefen umgehen mussten.

Doch weiter per «Boot-Stop». Der Padre in Picha besass ein Schnellboot,

brachte uns aber nur wenige Kilometer weiter nach Neu-Picha. Die nächsten Stationen hiessen Hucpaya oder Mipaya, Pacría, Sensa und Miaria. Es waren friedliche Fahrten und Zeiten unter gastfreundlichen Indianern. Das eine Mal waren's Machiguengas, andere Male Piros oder auch Amahuacas, doch meistens und immer wieder Campas in ihren traditionellen *Cushmas*, den groben, aus Baumwolle handgewobenen zimtfarbenen Sackumhängen. Nebst den Erinnerungen brachten wir auch eine Anzahl köstlicher Geschenke von ihnen mit.

So ein Tag in der Hölle

Das letzte Stück wurden wir von zwei Jägern mitgenommen. Sie kamen mit einer Ladung «verbotener» Felle aus dem weitentfernten *Manú*-Nationalpark. Ich mochte ihre Gesichter nicht. Aber wir waren froh, bald nach Sepahua zu kommen. Wir wollten so rasch wie möglich aus dieser Hölle von Hitze und Moskitos raus.

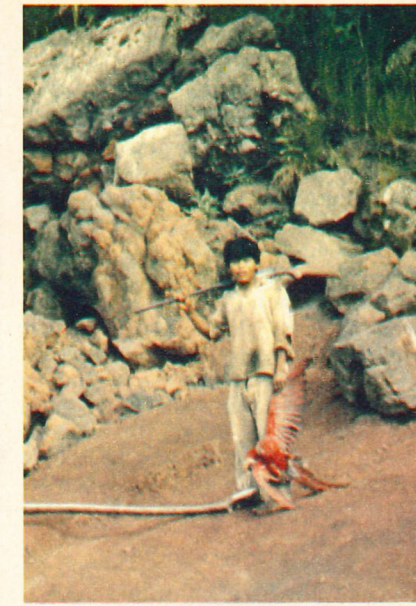
Irgendwo bei der Mündung eines verschlammten, gelbbraunen Flusses, wahrscheinlich des Rio Mishagua, setzten sie uns plötzlich ab. Der Bootsbesitzer wollte seinen Jägerkollegen zu dessen Wohnort am Fluss bringen, doch lag das Boot zu tief im Wasser und würde mit uns stromaufwärts kaum über die Untiefen kommen. Es war nur ein sogenanntes «Peque-peque», also eins mit diesen äusserst schwachen, so unzuverlässig tuckerkenden Motoren. «Keine Sorge», lachte der Bootsmann, «in einer halben Stunde bin ich wieder zurück.»

Der Ort, wo wir uns befanden, erwies sich als eine Hölle auf Erden. Vom ersten Augenblick an wurden wir von Moskitoschwärmen überfallen, wie wir es bisher auch in den schlimmsten Zeiten noch nie erlebt hatten. Wir schlugen um uns und waren im Nu voller Blutflecke. Das Gelände war einerseits sumpfig und zum andern Teil von dichtem Buschwerk überwuchert, flach, ohne schattenspendende Bäume. Die Luft war stickig-feucht, kaum zu atmen. Marlis setzte sich unter das noch stickigere Moskitonetz und kämpfte gegen allerlei Bodeninsekten, während ich mich mit der Machete durch Buschwerk, Elefantengras und dichtes Schilf kämpfte, um einen weniger ungastlichen Platz zu finden.

Nach einer halben Stunde war der Jäger nicht zurück. Auch nach einer Stunde nicht. Der Schweiss lief in Strömen in unsere entzündeten, brennenden Wunden. Die Stechmücken liessen uns keine Sekunde ruhen. Dazu kam die «Manta Blanca», diese wolkenartigen Schwärme winzigster Moskitos, die uns zu Hunderten «ein-hüllten» und tausendfach ihre kleinen roten Stiche hinterliessen, die sich dann weiter entzündeten.

Plötzlich kam Marlis atemlos zu mir gestolpert. «Krokodile!» rief sie halb hysterisch. «Ich hab' ein riesiges braunes Krokodil im Wasser gesehen!» Das musste auf der andern Seite der Halbinsel gewesen sein. Ich rannte hinüber, sah aber nichts mehr. Zur Hölle, wenn das wahr war! Oder begann Marlis unter Einbildungen zu leiden? Wir hatten am Hauptfluss erst ein einziges Mal zwei kleine, etwa anderthalb Meter lange Kaimane sich auf einer Sandbank sonnen gesehen.

Fortsetzung auf Seite 28



Wir erlegten Wildschweine und eine Art von Rotwild und brieten dann das ausgezeichnete Fleisch am offenen Feuer. Von etwas mussten wir ja leben.

Einer der unerschrockenen Indianerjungen hat mit dem Gewehr einen Riesenpapagei erlegt und stellt sich mit seiner Beute stolz zur Aufnahme.

Hütten in Sensa/Miaria, sorgfältig auf Pfähle gebaut. Hier wohnen die Amahuaca-Indianer. Und in der Nähe befindet sich Perus grösste Strafkolonie.



Indianer als Künstler. Sie haben ein besonderes Geschick, Stühle, ja Fauteuils herzustellen. Hier wurde zu unseren Ehren so etwas wie eine kleine Ausstellung eröffnet, an der die einzelnen Exemplare zu besichtigen waren.

Ein Militärflugzeug, das neue Sträflinge gebracht hatte, nahm Marlis nach Lima zurück. Sie war arg geschwächt, litt an einer schmerzhaften Darminfektion und es bestand auch Verdacht auf Amöben-Dysenterie.